

**Predigt im Universitäts-Gottesdienst
am 21. Juni 2009**

„Staatliche Macht und ihre Grenzen“

Predigttext: 1. Samuel 8, 1-22

Prediger: Prof. Dr. Friedrich Lohmann

Liebe Gemeinde,

denken wir uns drei Monate zurück! Mitte März schaute die Welt gebannt nach London, wo der G20-Gipfel stattfand. Es war nicht nur ein Wochenende wichtiger Entscheidungen mitten auf dem Höhepunkt der Finanzkrise, bevor sie zur Wirtschaftskrise mutierte; es war auch der erste richtige Besuch von Barack Obama als Präsident der USA in Europa. Die Erwartungen waren immens hoch. Sind sie erfüllt worden? Nicht für alle. Mir kam jedenfalls bei der Vorbereitung dieser Predigt eine Karikatur in den Sinn, die ich direkt nach dem Gipfel in einer Zeitung gefunden habe. Man sieht dort die Großen der Welt versammelt zum Dinner. Gordon Brown sitzt auf der einen Seite, Angela Merkel und Nicolas Sarkozy sitzen auf der anderen Seite von – Barack Obama, der in einem weiten, weißen Gewand stehend abgebildet ist und breit lächelnd seine Hände wie zum Segen über die gedeckte Tafel erhebt. „Wird er das Brot vermehren?“, flüstert Sarkozy unserer Angela ins Ohr, doch die

antwortet mit gewohnter Sachlichkeit: „Nein, nicht das Brot – die Milliarden!“

„Nicht das Brot, sondern die Milliarden!“ – so ist es ja tatsächlich seinerzeit in London gewesen, wo an zwei Tagen wahrscheinlich mehr Geld ausgegeben oder zumindest versprochen worden ist als jemals zuvor in der Weltgeschichte. Und mittendrin Barack Obama, der wie ein Messias begrüßt wurde und am Ende doch nicht mehr tun konnte als riesige Staatsgarantien zu gewähren. Viel hat man von ihm erwartet, als er im Januar als Präsident antrat, und die Bilanz nach 5 Monaten ist gar nicht so schlecht. Aber nicht alle Versprechungen wurden erfüllt, sondern die triste politische Realität macht auch vor einem Obama nicht halt: keine Strafverfolgung für Folterer, keine schnelle Schließung von Guantanamo, keine neuen Bilder aus Abu Ghreib – das waren die letzten, eher ernüchternden Nachrichten aus dem Weißen Haus. Manche ehemaligen Fans beginnen schon wieder, sich abzuwenden.

Liebe Gemeinde, hohe Erwartungen an die Politik, das kennen wir aus eigener Erfahrung ebenso wie die Enttäuschung, wenn es dann ganz anders kommt als erwartet. Und wir kennen das nicht nur aus der Politik. Wir erleben es jeden Tag neu – an der Uni, bei der Arbeit, zuhause. Da ist das Seminar, das vom Titel her total interessant zu sein schien und sich dann als Flop erweist. Da ist der neue Chef, der genauso selbstherrlich ist wie der alte. Da hofft man auf einen netten Abend zu zweit, und am Ende wird doch nur geregelt, was am nächsten Tag alles zu organisieren ist. Erwartungen

und Enttäuschungen – das gehört zusammen, und je größer die Erwartungen waren, umso größer dann auch die Enttäuschung, wenn sie sich nicht erfüllen. Das gilt gerade auch für unsere Erwartungen an Menschen, und wohl niemand hat das schöner in Worte gefasst als Heinrich von Kleist, der seine Marquise von O. zu ihrem vermeintlichen Retter sagen lässt: „Du wärest mir nicht wie ein Teufel erschienen, wenn du mir erst nicht ein Engel gewesen wärest.“ Will sagen: Gerade die, denen unser besonderes Vertrauen galt, können uns besonders maßlos enttäuschen. Und das gilt eben auch für die Politik. Wie viele „Engel“ hat es da schon gegeben, die am Ende nichts anderes als „Teufel“ waren!

Das Volk Israel hat diese schmerzliche Erfahrung mehr als einmal machen müssen. Schon in alttestamentlicher Zeit war das so. Könige, die dem Volk Frieden und Recht bringen sollten, entpuppten sich allzu oft als egoistische Ausbeuter der eigenen Untertanen. Diese Ambivalenz des Königtums wird besonders in einer Erzählung reflektiert, die ganz am Anfang der Geschichten von den Königen Israels und Judas steht. Das Volk kommt zu Samuel, der damals als Richter und Prophet sein Anführer war, und verlangt die Einsetzung eines Königs. Alles soll besser werden mit einem eigenen König. Samuel reagiert verschnupft und erklärt dem Volk, was es *eigentlich* von einem König zu erwarten hat, nämlich Ausbeutung und Unterdrückung. Wie wird das Volk sich entscheiden? Hören wir 1. Samuel 8.

[Lesung von 1Sam 8, 1-22]

Liebe Gemeinde,
die Männer Israels haben ihren König bekommen: Saul hieß er, und schon dieser erste König hat es seinem Volk nicht leicht gemacht. Zwar werden von ihm viele Siege berichtet, aber diese Siege hatten ihren Preis: „Wo Saul einen tapferen und rüstigen Mann sah, den nahm er in seinen Dienst“ (1Sam 14,52). Später wurde Saul jähzornig, ängstlich und paranoid. Die Philister konnte er auch nicht besiegen, und nach seinem Tod durch Selbstmord auf dem Schlachtfeld wurde sein Leichnam von den Philistern entwürdigt (1Sam 31). So hat sich die pessimistische Sicht auf das Königtum, die dem Samuel in den Mund gelegt wird, schon bei seinem ersten Vertreter bestätigt. Später wurde es noch schlimmer. Rehabeam setzte einen eigenen Fronvogt ein, um das Volk zu knechten (1Kön 12,18). „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen“ (1Kön 12,14). Ein anderes Beispiel ist Ahab, der den ehrlichen Bauern Nabot durch Rechtsbeugung zum Tode verurteilen lässt, nur weil ihm Nabots Weinberg gefällt (1Kön 21). Auch die großen Namen waren nicht unbedingt besser. David bricht die Ehe mit der schönen Bathseba (2Sam 11), Salomo häuft unglaublichen Reichtum an (1Kön 10) auf Kosten seines unterdrückten Volkes (1Kön 12,4).

So hat sich in der Geschichte des Alten Israels die Ankündigung Samuels erfüllt: Die Könige Israels haben sich Rechte genommen,

anstatt dem Volk Recht zu bringen. Sie haben die Söhne genommen, sie haben die Töchter genommen, sie haben das Land genommen, sie haben den Ertrag des Landes genommen. Die überschwänglichen Erwartungen, mit denen Israel einen eigenen König gewünscht hatte, waren enttäuscht worden. Die „Engel“ hatten sich als „Teufel“ erwiesen.

Man könnte 1Sam 8 in dieser skeptischen Perspektive lesen: So ist das eben mit dem Königtum, und Samuel hatte es alles ja schon vorher gewusst. Selbst schuld, wenn das Volk seine Warnung aus dem Wind schlägt und sich so gegen seinen eigentlichen König, Gott, versündigt. Die Geschichte Israels wäre dann die Chronik eines angekündigten Desasters. Zum Königtum gehört eben dazu, dass die Herrscher sich unbegrenzte Rechte beimessen.

Das wäre aber nur die halbe Wahrheit. Die Geschichte der Auslegung von 1Sam 8 zeigt jedenfalls, dass man bei dieser skeptischen Sicht nicht stehenbleiben muss. Im 16. Jahrhundert gab es Theologen, die die Rechte des Königs, die Samuel in seiner Rede beschreibt, nicht als Fakt akzeptieren wollten. Sie haben in Samuels Rede eine Königskritik gesehen, die eine ganz andere, bessere Vorstellung von der Ausübung politischer Herrschaft voraussetzt. Die Kritik setzt voraus, dass es auch anders sein könnte.

Es waren reformierte Theologen, die so dachten, Früh-Calvinisten, die es mit autokratischen Herrschern zu tun hatten, die sich im Sinne des Früh-Absolutismus die Rechte nahmen, die sie wollten. „L’Etat, c’est moi“ – „Der Staat, das bin ich“, so hat Ludwig XIV. später

diese Denkweise zusammengefasst. Seine Vorgänger auf dem französischen Thron beriefen sich dafür u.a. auf 1Sam 8. War dort nicht aus dem Munde Samuels gesagt, dass königliche Macht keine Grenzen hat? Calvinistische Theologen wie der Schotte George Buchanan sahen das anders. Er sieht hier die Herrschaft eines *Tyrannen* beschrieben, nicht die eines wahren Königs. Kein Exempel für gute Königsherrschaft werde hier gegeben, sondern ein Gegenbild. Die gleiche Pointe hat die Auslegung, die der pseudonyme Verfasser der „*Vindiciae, contra Tyrannos*“ unserer Stelle gegeben hat. Hören wir genauer hin, was er den „Höflingen“ seiner Zeit entgegenstellt:

„Samuel lehrt also an jener Stelle nicht, daß die Macht eines Königs unumschränkt sei; vielmehr will er das Volk davor warnen, der zügellosen Unbeherrschtheit eines Menschen zu viel Macht zu überlassen. Er errichtet die Macht des Königs nicht hoch wie einen Damm, sondern will sie eindämmen; er räumt dem König nicht zügellose Freiheit ein, sondern rät – ohne es auszusprechen – ihm Zügel anzulegen.“¹

Die heutige Bibelwissenschaft gibt dieser früh-calvinistischen Auslegung Recht. Man geht heute davon aus, dass das Königsrecht von 1Sam 8 erst später dem Samuel in den Mund gelegt wurde. Vor allem die Rede von Streitwagen spricht dafür, die es zur Zeit des

¹ Beza, Brutus, Hotman. Calvinistische Monarchomachen. Übers. v. H. Klingelhöfer. Hg. u. eingel. v. J. Dennert, Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag 1968 (Klassiker der Politik 8), 158. Von „unseren Höflingen“ sprechen die „*Vindiciae*“ eine Seite vorher.

Samuel in Israel noch gar nicht gab. Wer aber ist dann der Autor dieser Worte? Man vermutet heute, dass es königskritische Kreise waren, die *nach* dem Desaster des israelitischen Königtums Samuel und Gott von jeder Schuld reinwaschen wollten, indem sie dem Samuel die Worte von den absolutistischen Rechten des Königs als Warnung in den Mund legten. Die Vorstellung vom wahren Königtum, die *diese* Kreise hatten, findet sich in Deuteronomium 17, wo dem König Gottesgehorsam und Bescheidenheit anempfohlen werden. Recht und Gerechtigkeit – das sollte das wahre Recht des Königs sein, Maßstab seiner Herrschaft. Aus dieser Perspektive erscheint die Beschreibung von 1Sam 8 eher als Königs-*Unrecht* denn als Recht. Hier wird in Wirklichkeit die Macht des Königs nicht aufgerichtet, sondern eingedämmt.

Aus dieser veränderten Perspektive ergeben sich ganz andere praktische Konsequenzen als bei der ersten, skeptischen Perspektive. Nicht mehr die stille Unterordnung unter einen selbstherrlichen König erscheint geboten. Jeder Regent ist vielmehr am Maßstab von Recht und Gerechtigkeit zu messen, und wer seine Untertanen so unterdrückt wie der von Samuel beschriebene Herrscher, dem ist Widerstand entgegenzubringen. So haben das schon in alttestamentlicher Zeit Propheten wie Nathan, Elia und Jeremia gesehen, die als Warner gegen königlichen Machtmissbrauch aufgetreten sind. So haben dann auch die Calvinisten des 16. Jahrhunderts unseren Text interpretiert und ihn zu Recht als

biblische Legitimation für ihren Widerstand gegen die absolutistischen Regime ihrer Zeit gelesen.

Es geht also in 1Sam 8 um Machtmissbrauch und so gerade um die *Grenzen* staatlicher Macht. Mit den „Vindiciae“ gesprochen: Es geht darum, der staatlichen Gewalt Zügel anzulegen. Das macht unseren Text auch für heute interessant. Sicher, wir leben heute gottlob nicht mehr unter der Knute altorientalischer oder absolutistischer Herrscher. Aber lang ist es nicht her, dass die beiden deutschen Diktaturen gerade hier in Berlin ihre Macht gefeiert haben. Nicht weit von der Marienkirche hat Erich Honecker bis 1989 Paraden abgenommen und sich zujubeln lassen. Drangsalieren des Volks und Nepotismus, wie sie in 1Sam 8 beschrieben werden, waren feste Bestandteile des SED-Regimes. Nicht weit von der Marienkirche aber auch die Ausstellung, in der man sich heute noch einmal anschauen und anhören kann, wie mutige Menschen begonnen haben, gegen Wahlfälschung und anderen Machtmissbrauch vorzugehen. Nicht zuletzt die Propheten des Alten Testaments haben sie dazu inspiriert, vielleicht auch das negative Königsrecht von 1Sam 8. Sie sind auf die Straße gegangen. „Wir sind das Volk“ – das klingt wie eine Bekräftigung von dem, was der Calvinist Theodor Beza gut 400 Jahre früher so ausgedrückt hat:

„Das Volk war eher da als irgendeine Obrigkeit, die Obrigkeit wurde wegen des Volkes geschaffen, nicht das Volk wegen der Obrigkeit.“²

² A.a.O., 19.

Inzwischen sind auch hier im ehemaligen Osten Berlins Demokratie und Rechtsstaatlichkeit verwirklicht. Heißt das, dass wir die alttestamentliche Königskritik vielleicht noch im Hebräisch-Kurs und im alttestamentlichen Proseminar brauchen, aber nicht mehr im wirklichen Leben? Ich glaube nicht. Unser Text zeigt uns, dass Politik *immer*, auch wenn sie vom Volk ausgeht und mit den besten Intentionen gemacht wird, in der Gefahr steht, sich von dem, was dem Staatsvolk eigentlich gut tut, zu verabschieden. Natürlich sollten wir nicht mit Heilserwartungen an die Politik herangehen. Auch im demokratischen Rechtsstaat wird derjenige, der nach Engeln oder einem wundertätigen Messias sucht, allzu oft enttäuscht werden. Aber wir sollten auch nicht zu wenig erwarten. Und dort, wo der Staat in eine falsche Richtung geht, kann auch heute noch friedlicher Widerstand im Geiste der Propheten angebracht sein. Die Schüler und Studierenden haben letzte Woche demonstriert, weil sie der Meinung sind, dass unser Staat seiner Bildungsverantwortung nur noch ungenügend nachkommt. Wo die räumliche und personelle Situation in Schulen unerträglich geworden ist, da darf man demonstrieren. Wo man glaubt, dass massenhaft Geld in Exzellenz-Initiativen fließt, obwohl gleichzeitig die Grundversorgung der Universitäten brach liegt, da darf man demonstrieren. Wo man das Gefühl hat, dass die Kultur- und Geisteswissenschaften weniger Gelder bekommen als die scheinbar innovativeren „Lebenswissenschaften“, da darf man demonstrieren.

Aber ich möchte nicht klagen. Ich möchte zum Schluss stattdessen noch ein Beispiel dafür erzählen, wie man da, wo es einem vor die Hand kommt, einem Staat, der seine Verantwortung verfehlt, Grenzen aufzeigen kann. Es ist knapp 13 Jahre her, als ich in meinem Vikariat mit meinem Lehrpfarrer zusammen an einer Besprechung mit Verantwortlichen vom Wormser Friedhofsamt teilgenommen habe. Der katholischen Geistlichkeit und uns wurden verschiedene Vorschläge unterbreitet, wie man die Bestattungen auf dem Wormser Zentralfriedhof rationeller gestalten könnte. Dazu gehörte auch ein motorisierter Wagen, mit dem ein Sarg nicht nur auf personalsparende Weise am Kopf des Trauerzugs zum Grab transportiert werden konnte. Der besondere Clou dieses Wagens sollte darin bestehen, dass der Pfarrer nach Beendigung der Grabansprache durch Knopfdruck eine Art Kranmechanik auslösen konnte, die den Sarg auf sanftem Wege in das Grab befördern sollte, ganz ohne Mithilfe irgendwelcher städtischer Arbeiter. Ich sehe noch heute vor mir, wie mein Lehrpfarrer auf diesen Vorschlag reagierte: Er erhob sich, wies wortreich auf die Wichtigkeit einer menschlichen Note bei einer Bestattung hin und endete mit den Worten: „*Ich* werde diesen Knopf *nicht* drücken.“ Danach ist ein solcher Wagen in Worms, jedenfalls solange ich dort war, nicht zum Einsatz gekommen.

Liebe Gemeinde, „Du hast die Wahl“ – so lautet das Motto der Universitätsgottesdienste in diesem Semester. Der Rechtsstaat braucht Menschen, die die Wahlmöglichkeiten, die er ihnen gibt,

wahrnehmen. Dazu gehört nicht nur die Wahl zwischen Parteien auf einem Stimmzettel. Dazu gehört auch die Entscheidung zum friedlichen Widerstand, wenn der Staat seiner Verantwortung nicht gerecht wird, wenn er die rechtmäßigen Erwartungen, die wir in ihn setzen können, enttäuscht. Anders als die Menschen im Alten Israel haben wir die Wahl zwischen sehr vielen Knöpfen, die wir drücken können, und dafür sind wir dankbar. Wir haben aber auch die Wahl, hier und da schlicht „Nein“ zu sagen. Der Staat ist für das Volk da und nicht umgekehrt. Deshalb muss man ihm hier und da auch einmal Zügel anlegen. Das können wir von Samuel lernen.

Amen.